

Soziologie – Krise – Kritik. Zu einer kritischen Soziologie der Kritik

*Stephan Lessenich*¹

»Deshalb bleibt die übermächtige Ordnung der Dinge zugleich ihre eigene Ideologie, virtuell ohnmächtig. So undurchdringlich der Bann, er ist nur Bann. Soll Soziologie, anstatt bloß Agenturen und Interessen willkommene Informationen zu liefern, etwas von dem erfüllen, um dessentwillen sie einmal konzipiert ward, so ist es an ihr, mit Mitteln, die nicht selber dem universalen Fetischcharakter erliegen, das Ihre, sei's noch so Bescheidene, beizutragen, daß der Bann sich löse.« (Adorno 1969: 25f.)

»People they ain't no good.« (Nick Cave)

Die europäische Krise und die zwei Soziologien

»We are all socialists now«: Diese überraschende Neuigkeit konnte zumindest das englischsprachige Publikum im Februar 2009 vom Titelbild der Zeitschrift *Newsweek* über sich selbst erfahren. Auf dem ersten Höhepunkt der transatlantischen Finanzkrise sahen die Redakteure des renommierten US-amerikanischen Nachrichtenmagazins eine »new era of big government« heraufziehen. Selbst die Politik der traditionell (jedenfalls wirtschaftspolitisch) nicht-interventionistischen Vereinigten Staaten sei im Begriff, so die Schreckensvision der Titelgeschichte, immer »europäischer« zu werden

¹ Erweiterte und übersetzte Fassung meines am 28. August 2013 unter dem Titel »What's Critique Got to Do With It? Crisis, Sociology and Change« gehaltenen Eröffnungsvortrages zum 11. Kongress der European Sociological Association (ESA) »Crisis, Critique and Change« in Turin.

– bzw., um die Sache in amerikanischen Augen noch schlimmer zu machen: »as spending grows, we will become even more French«.²

Immer französischer zu werden: Das ist eher das, was in den vergangenen Jahren der europäischen Soziologie passiert ist. Auf den ersten Blick sind wir jetzt alle kritisch: Kritiker/innen des Kapitalismus oder jedenfalls des Finanzmarktkapitalismus, der postdemokratischen Verhältnisse und sozialen Desintegrationserscheinungen in den europäischen Gesellschaften. Aber mal ehrlich: Meinen wir das alles wirklich ernst? Kann man die soziologische Kritik am Spätneoliberalismus unserer Tage bzw. die Kritik von Soziologen und Soziologinnen am gegenwärtigen Zustand Europas und an der Selbsterstörung des europäischen Sozialmodells für bare Münze nehmen? Wie kritisch ist die Gegenwartssociologie, wenn es hart auf hart kommt und ihre kritische Positionierung auf die Probe gestellt wird? Wenn politische Beobachter (und ein Teil der amerikanischen Bevölkerung selbst) die USA schon auf dem Weg in den »Sozialismus« wähen – was ist dann von der Fremd- und Selbstbeschreibung der Soziologie als »kritische Gesellschaftswissenschaft« zu halten? Und überhaupt, mal umgekehrt gefragt: Sollte Soziologie überhaupt kritisch sein? Oder nochmals anders, ganz im Sinne eines immer wieder vorgetragenen Eigenurteils, formuliert: Sind Soziologen und Soziologinnen nicht qua Profession kritisch? Ist Soziologie nicht immer und grundsätzlich eine kritische Wissenschaft – ohne sich besonders darum bemühen zu müssen? Schlicht indem sie der modernen Gesellschaft den magischen Spiegel soziologischer Beobachtung vorhält, einfach weil sie »gewöhnliche Menschen« – zumeist ohne deren Wissen – an der Verbreitung und Vermittlung soziologischen Reflexionswissens in die verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbereiche und in ihre eigene soziale Alltagspraxis teilhaben lässt? Wofür braucht es da noch soziologische Kritik als solche, großgeschrieben, wie eine virtuelle Visitenkarte vor sich hergetragen?

Nun, um vom Modus suggestiven Fragens in den nüchterner Feststellung des Offensichtlichen zu wechseln: Die vor einigen Jahren offenbar nicht gänzlich unplausibel erscheinende Behauptung oder auch nur Vermutung, dass »wir« – die gewöhnlichen Menschen und die Professionellen der Soziologie – im Zeichen und Zuge der tiefgreifendsten sozioökonomischen Krise in Europa seit der Großen Depression der Zwischenkriegszeit allesamt zu (a) Sozialist/innen und (b) Kritiker/innen geworden sind oder

2 *Newsweek* vom 6. Februar 2009, mag.newsweek.com/2009/02/06/we-are-all-socialists-now.html (letzter Aufruf 17. November 2013).

werden würden, lässt sich heute ohne Weiteres dementieren. Und dennoch: Hinter der inneren Verbindung und einer in Krisenzeiten neuerlich auflebenden privilegierten Partnerschaft von Soziologie und Kritik steckt gewiss mehr als reine Attitüde oder bloßer Schein. Kritik als soziale Praxis hat in den vergangenen Jahren tatsächlich in ganz Europa ihren Weg zurück in die akademische Soziologie gefunden.

Genau besehen hat sie dies auf zwei durchaus unterschiedliche Weisen getan, die zu einem in jüngster Zeit immer offenkundiger werdenden innerdisziplinären Schisma geführt haben, nämlich zu der Trennung zwischen einer »kritischen Soziologie« auf der einen Seite und einer so genannten (und auch sich selbst so nennenden) »Soziologie der Kritik« auf der anderen. Im Folgenden soll der hinter dieser zunächst nicht ganz eingängigen Unterscheidung sich verbergende paradigmatisch-methodologische Dissens in größtmöglicher Kürze (und auch Verkürzung) offengelegt werden, um auf dieser Basis für eine Verflüssigung dieser Gegenüberstellung zu argumentieren, die auf den ersten Blick als ein bieder-uninspirierter Kompromissvorschlag erscheinen mag. Dieser Vorschlag beruht auf der Überzeugung, dass es in Zeiten unverkennbarer Erschöpfungserscheinungen und unübersehbarer Legitimationsprobleme der zumeist als »neoliberal« etikettierten und adressierten europäischen bzw. europaweiten Politikagenda einer sozialwissenschaftlichen (Doppel-)Bewegung in Richtung auf eine kritische Soziologie der Kritik bedarf. Mit diesem nach typisch soziologischer Wortspielerei klingenden Konzept ist im Kern die Notwendigkeit einer soziologischen Ergründung der – so die Behauptung – zentralen sozialen Frage der europäischen Gegenwartsgesellschaften angesprochen: Warum erweist sich eine (aus »guten Gründen«, nämlich aufgrund eigener sozialer Erfahrung) verbreitete alltagspraktische Gesellschaftskritik am Ende des Tages als erstaunlich hilf- und wirkungslos? Weshalb ist gegen die ins Kraut schießende Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen offensichtlich doch immer wieder ein politisches Kraut gewachsen?

Soziale Ungleichheit – soziologisch beobachtet

Wenn die Soziologie sich selbst wie erwähnt zu einer an sich kritischen Wissenschaft erklärt, weil sie zumindest implizit immer wieder das gesellschaftliche Alltagsverständnis der sozialen Verhältnisse befragt, herausfor-

dert und in Zweifel zieht, wird erklärungsbedürftig, was eine ausdrücklich als »kritisch« sich verstehende Soziologie von dieser soziologischen Normalkritik unterscheidet. Ohne hier ins Detail konkurrierender theoretischer Traditionen und komplexer paradigmatischer Verzweigungen zu gehen, wird man sagen können, dass das Selbstverständnis einer offen kritischen Soziologie drei grundlegende Identitätsmerkmale aufweist. In der *analytischen* Dimension sucht eine solche Soziologie die moderne Gesellschaft als kapitalistische Gesellschaft zu begreifen, wobei der Kapitalismus – ganz gleich ob als eine wirtschaftliche oder aber kulturelle Strukturbildung konzipiert – eine spezifische gesellschaftliche Herrschaftsstruktur sowie eine durch konstitutive Wachstums- und Expansionszwänge bestimmte Strukturlogik sozialen Wandels darstellt. In *epistemologischer* Hinsicht bestreitet die kritische Soziologie die Ansicht einer Beschränkung wissenschaftlicher Wissensfähigkeit auf eine positivistische Konzeption von »sozialer Wirklichkeit« oder aber auf die subjektiven Wirklichkeitsdeutungen sozialer Akteure, sondern sieht es als genuin wissenschaftliche Aufgabe an, die in modernen Vergesellschaftungszusammenhängen steckenden, aber verborgenen und verhinderten Möglichkeiten individueller Entwicklung und kollektiven Fortschritts freizulegen. Damit ist ein dritter, *normativer* Grundsatz verbunden, demzufolge die herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnisse an substantziellen Wertideen sozialer Emanzipation zu messen sind – im Rahmen eines in diesem Sinne politischen Mandats der Soziologie und ihrer Professionsvertreter/innen, denen es, ganz klassisch ausgedrückt, darum zu gehen habe, die Sozialwelt nicht nur verschieden zu interpretieren, sondern sie zu verändern (und dies selbstverständlich immer nur zum Guten oder wenigstens Besseren).

Angesichts der gegebenen sozialen Wirklichkeit (im strengen Sinne des Wortes) der europäischen Gesellschaften bzw. der konkreten Dynamik ihres Wandels seit dem Jahr 2008 kann es kaum verwundern, dass eine an solcherlei Grundsatzentscheidungen und programmatischen Festlegungen orientierte Soziologie im akademischen Feld Europas zuletzt einen spürbaren Auftrieb, ja vielleicht sogar einen gewissen Krisenboom erfahren hat. Dem soziologischen Publikum lässt sich mit einigem Recht und unabhängig von der jeweiligen wissenschaftlichen Spezialisierung eine gewisse Grundkenntnis der von den Lebensverhältnissen der europäischen Bürgerinnen und Bürgern zeugenden Sozialindikatoren unterstellen – wenn nicht gar eine gesteigerte, von ihrer spezifischen professionellen Deformation kündende Ungleichheitssensibilität. Und doch dürfte es selbst in diesem Kreis

nicht überflüssig sein, in wenigstens kursorisch-impressionistischer Weise auf die gesellschaftlichen Grundlagen des aktuellen Aufschwungs einer kritischen Soziologie hinzuweisen. Hier also einige wenige Daten zur Lage der arbeitenden Klassen in Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts – weniger nach eigener Anschauung als nach authentischen Quellen und mit der freundlichen Bitte um Kenntnisnahme.

Im September 2013 betrug die durchschnittliche Quote der Jugendarbeitslosigkeit in der Europäischen Union 23,5%, mit Griechenland, Spanien und Kroatien als »Spitzenreitern« in dieser Kategorie – bei Werten von weit über fünfzig bis nahe 60%. In der griechischen Region Dytiki Makedonia oder Spaniens afrikanischer Exklave Ceuta suchten im Jahr 2012 sieben von zehn Jugendlichen nach Arbeit.³ Seit der griechische Staat das Budget seines Gesundheitswesens im Jahr 2009 auf Anweisung der Troika von 24 auf 16 Milliarden Euro zurückfahren musste, ist dieses – wie die britische Tageszeitung *The Guardian* vor zwei Jahren kommentierte – »on the brink of catastrophe«; nur dank der Tätigkeit von Freiwilligen und privater Spenden ist es heute überhaupt noch funktionsfähig.⁴ Nichts Neues für den wohlinformierten Soziologen, die am Puls der gesellschaftlichen Verhältnisse lebende Soziologin? Immer dieselben Geschichten von der verarmenden europäischen Peripherie? Nun, vielleicht lohnt dann ein Blick in den begüterten Norden, sagen wir: nach Deutschland, dem großen Krisenprofiteur unserer Zeit. Während das unterste Drittel der Haushalte in der nationalen Einkommensverteilung im Jahrzehnt zwischen 2000 und 2010 reale Einkommensverluste hinnehmen musste, nahmen die Realeinkommen des obersten Dezils um 12% und diejenigen des obersten Prozents um fast 50% zu.⁵ Was die Vermögensverteilung angeht, verfügten im Jahr 2007 ca. zwei Drittel der Bevölkerung praktisch über keinen Nettovermögensbesitz, der sich wiederum zu fast zwei Dritteln beim oberen Zehntel der Haushalte konzentrierte.⁶ Nicht wirklich überraschend für die Expert/innen? Ungleichheitssoziologisches Alltagsgeschäft? Dann mag eine

3 Die je aktuellen Zahlen der amtlichen Statistik (in diesem Fall handelt es sich um Eurostat-Daten) finden sich auf dem Statistik-Portal de.statista.com.

4 Vgl. *The Guardian* vom 5. August 2011 (www.theguardian.com) sowie www.demos.org (Eintrag vom 16. Juli 2013).

5 Berechnungen auf Grundlage des SOEP. Vgl. den IMK-Verteilungsmonitor 2013 (www.boeckler.de/pdf/imk_pj_verteilungsmonitor.pdf) sowie DIW-Wochenbericht Nr. 46/2013 unter www.diw.de (letzter Aufruf 17. November 2013).

6 Berechnungen des DIW Berlin auf Grundlage des SOEP, vgl. www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/ (letzter Aufruf 17. November 2013).

weitere Blickverschiebung auf ausgewählte Daten zur Lebenserwartung vielleicht helfen, um auch unter Eingeweihten einen Anflug von Unbehagen zu produzieren.

Die durchschnittliche Lebenserwartung von im Jahre 2011 geborenen männlichen Europäern beläuft sich rechnerisch auf 77,4 Jahre – litauische Neugeborene desselben Jahrgangs und männlichen Geschlechts müssen allerdings statistisch mit ihrem Tod schon im Alter von 68 Jahren rechnen.⁷ Und wie schneidet Deutschland, die blühende Heimstatt von Reichtum und Wohlstand in Europa, in dieser Hinsicht ab? Daten für die Jahre 2000 bis 2004 zufolge lag die Lebenserwartung wohlhabender deutscher bzw. in Deutschland lebender Männer und Frauen (mit einem Haushaltseinkommen von über 4.500 Euro im Monat) bei 80 bzw. 87,2 Jahren. Allerdings gab es sie damals und gibt es sie immer noch auch hierzulande, die weniger wohlhabenden Deutschen – und sie haben, so sie über nicht mehr als 1.500 Euro monatlichen Haushaltseinkommens verfügen, das statistische Risiko einer gegenüber ihren besserverdienenden Mitbürger/innen um durchschnittlich neun Jahre verringerten Lebenszeit.⁸ Neun Jahre, im Durchschnitt: Das ist die Lebensdividende, mit der reiche Leute in einem reichen Land verlässlich rechnen können (und die offensichtlich noch um einiges höher ausfällt, sobald man diese nicht mit ärmeren Menschen in ihrem eigenen Land, sondern mit den Armen in armen Ländern vergleicht – und es sei daran erinnert, dass hier allein innerhalb des europäischen Kontextes argumentiert wird). Um den tendenziell relativ wohlhabenden Soziologieprofessionellen nun aber nicht allzu großen Phantomschmerz zu bereiten, seien an dieser Stelle nur noch zwei letzte (im Wortsinne) Rohdaten genannt: Nur 5% der deutschen Männer mit einem Niedrigeinkommen (weniger als 60% des Durchschnitts) können erwarten, ihren 90. Geburtstag zu erleben – gegenüber einem Viertel ihrer Geschlechtsgenossen, die überdurchschnittlich gut (mehr als 150% des Durchschnittseinkommens) verdienen; und während Männer im Alter von 60 Jahren als Niedrigeinkommensbezieher sich statistisch auf eine verbleibende Lebenserwartung von 10,8 einstellen können (bzw. müssen), dürfen die ökonomisch Bessergestellten unter ihnen sich auf eine weitere Lebensspanne von durchschnittlich 18,2 Jahren freuen.⁹ Kurzum: Wir sprechen hier von

⁷ Daten der EU-27, vgl. <http://wko.at/statistik/eu/europa-lebenserwartung.pdf> (letzter Aufruf 17. November 2013).

⁸ Berechnungen des IGKE Köln, zugänglich unter www.sozialpolitik-aktuell.de.

⁹ Zur Datenbasis vgl. Fußnote 8.

einem relativen Zugewinn an nacherwerblicher Lebenszeit in einer Größenordnung von rund 70% für Männer; ein biographisches Privileg, das zudem (bei statistisch erwartbar besserem Gesundheitszustand) mit einer mindestens dreimal höheren Altersrente versüßt wird. Im spätneoliberalen Deutschland (ebenso wie im Rest Europas) scheint dies für eine durchaus faire Lösung der »sozialen Frage« demokratisch-kapitalistischer Gesellschaften gehalten zu werden.

Gesellschaftskritik – soziologisch beobachtet

Es ist nachvollziehbar, dass die akademische Soziologie, diese Realität der gesellschaftlichen Verhältnisse vor Augen, in den letzten Jahren dazu gekommen ist, sich zu fragen, (a) ob nicht etwas faul ist im Staate Europa; (b) was genau es ist, das hier im Argen liegt; und (c) ob es nicht jenseits der wissenschaftlichen Dauerbeobachtung und der Dokumentation des Beobachteten Aufgabe der Soziologie wäre, eben die Fragen (a) und (b) zu stellen. Tatsächlich gibt es »gute« empirische Gründe dafür, die Sozialkritik¹⁰ wieder in den Mittelpunkt soziologischer Praxis zu rücken. Und die empirischen Gründe dafür sind deswegen besonders stark, weil die Rückkehr der Sozialkritik in die Soziologie zwar ganz offensichtlich durch die Krise bzw. multiplen Krisen der jüngsten Zeit angetrieben wurde, die soziale Realität aber, auf die sich diese Kritik bezieht, alles andere als konjunktureller Natur ist. Die finanzkrisenbedingten sozialen Verwerfungen haben vielmehr ein strukturelles Phänomen weithin sichtbar gemacht und besonders spürbar werden lassen, die akute und historisch-konkrete Krisenhaftigkeit des finanzmarktkapitalistischen Akkumulationsregimes wirft ein grelles Licht auf die Strukturprobleme und Standardprozeduren kapitalistischer Vergesellschaftung. Krisen, Rezessionen und Austeritätspolitiken produzieren tiefgreifende soziale Verwerfungen, sie stellen nicht wenige Menschen vor existenzielle Probleme, sie sind – das Beispiel des griechischen Gesundheitswesens ist hier einschlägig – nicht weniger als eine Frage von Leben und Tod (vgl. Stuckler, Basu 2013). Doch die systematisch geringere Lebenserwartung der Armen im Vergleich zu den Reichen ist gerade kein

10 Mit Luc Boltanski und Ève Chiapello (2003: 79–84) gesprochen, das logisch-historische Andere der Künstlerkritik.

außergewöhnlicher Kriseneffekt.¹¹ Sie ist nichts anderes als das Ergebnis des Normalbetriebs eines immerhin regulierten, zumindest im deutschen Fall sogar in nicht unerheblichem Maße sozialpolitisch eingebetteten Kapitalismus.

Es war – etwas überraschend und bereits im Jahr 2004 – Bruno Latour, der ein gewisses Unbehagen an der kulturellen Wende der Sozialwissenschaften äußerte und eben diese Wende als den eigenen, hausgemachten Beitrag der Soziologie zu dem umfassenden Prozess des Schwindens und Verschwindens ihrer kritischen Potenziale identifizierte. Ein wesentlicher Teil seiner Antwort auf die ihn bewegende Frage, warum der Kritik seit den späten 1960er und frühen 1970er Jahre überall in Europa die Luft ausgegangen sei, bezieht sich auf den Siegeszug im weiteren Sinne dekonstruktivistischer Ansätze, die mit ihrem apolitischen – wenn nicht gar antipolitischen – Impetus die Herzen und Hirne mehrerer Generationen von Soziolog/innen erobert hätten. Mit ihrem Fokus auf die Ambiguität und Ambivalenz des Sozialen, ihrer Betonung einer unhintergehbaren kognitiven Ungewissheit und der undurchdringlichen Vielfalt so genannter »Realitäten«, ihrer Warnung vor den Objektivierungsimpulsen und Naturalisierungspraktiken moderner Sozialwissenschaft, ihrem Widerstand gegen die Umdeutung fragmentierter und flüchtiger sozialer Phänomene in statische und kohärente »Fakten« hätten postmoderne und poststrukturalistische Theorien allmählich den Kontakt nicht nur zu den sozialen Tatsachen im klassisch-soziologischen Sinn, sondern überhaupt zu den von Latour so genannten »Dingen von Belang« (Latour 2007) verloren.

Latours (selbstkritisch verstandene) These ist die, »daß eine gewisse Form von kritischem Geist«, letztlich eine innersoziologische Kritik an der kritischen Soziologie, »uns in die falsche Richtung geschickt und zum Kampf gegen die falschen Feinde verleitet hat und [...] dazu geführt hat, daß wir [...] von der falschen Sorte Verbündeter als Freunde betrachtet wurden« (Latour 2007: 20f.). Es sei der Fehler eines soziologischen Willens zum Postsoziologischen gewesen, dem methodologischen Glauben anzuhängen, dass es nur eine wirksame Form der Kritik an den Tatsachen bzw. an der Konstruktion sozialer Phänomene als Tatsachen gebe, nämlich sich von diesen als solchen zu entfernen und sich stattdessen ganz auf die Erkundung der Bedingungen ihrer Ermöglichung zu verlegen. Wohlgemerkt:

11 Wobei auch solche Krisenphänomene im Zweifel strukturelle Auswirkungen haben: »The price of austerity is calculated in human lives. And these lost lives won't return when the stock market bounces back.« (Stuckler, Basu 2013: xxi)

Mit seiner Kritik dekonstruktivistischer Kritik plädiert Latour keineswegs für eine Rückkehr der Soziologie zu irgendeiner Art der reinen Wirklichkeitswissenschaft oder zu einer Wissenschaftspraxis des frohgemuten Empirismus. Was er vielmehr anmahnt, und zwar im Sinne einer Erneuerung und des Bedeutungsgewinns kritischen Geistes in der Soziologie, ist die Kultivierung eines unbeirrten Realismus, der es nicht auf Tatsachen, sondern auf Bedeutsamkeiten, eben auf sozial Belangvolles abgesehen hat.¹²

Was nun Dinge von sozialem Belang sein mögen – Latour selbst verweist diesbezüglich etwa auf den globalen Klimawandel (und auf den Umstand seiner ideologischen Dekonstruktion als eine gesellschaftliche Tatsache durch ein zweifelhaftes politisches Unternehmertum) –, wird auf überzeugende Weise von einem anderen französischen Soziologen ausbuchstabiert, nämlich in Luc Boltanskis pragmatischer Soziologie sozialer Herrschaft. Für Boltanski vollzieht sich die Praxis der Kritik über die Auflösung gegebener und das Knüpfen neuer Beziehungen, sprich als (de)konexionistische Operation (vgl. Boltanski 2008). In institutionalisierten Handlungskontexten – also im gesellschaftlichen Normalfall – bezieht sich diese Operation auf die institutionellen Regeln, die Menschen als Subjekte konstituieren oder, genauer, auf die sich Menschen immer dann beziehen, wenn sie sich selbst als Subjekt eines sozialen Zusammenhangs konstituieren (müssen): Sie knüpfen gewissermaßen an geltende Regeln an bzw. bringen diese durch ihren Akt der Anknüpfung überhaupt erst zur Geltung. Im Rahmen einer solchen Sozialkonstellation herrschender Regeln wäre ein »Ding von Belang« für die Leute – ein erfahrungsbasiert bedeutsamer sozialer Sachverhalt – zum Beispiel die Frage, warum es *»immer dieselben* sind, die alle oder doch die meisten Prüfungen gleich welcher Art bestehen«, die ihnen von der institutionellen Ordnung gestellt werden, »und umgekehrt: Warum sind es *immer dieselben*, die bei allen oder fast allen Prüfungen schlecht abschneiden?« (Boltanski 2010: 67, Hervorhebungen im Original) Wie kann es sein, dass der Erfolg immer auf Seiten der einen liegt, der Misserfolg hingegen konsequent den anderen zufällt? Fragen wie diese sind von grundsätzlicher Bedeutung, von fundamentalem, ja existenziellem Belang für die Betroffenen – jedenfalls für diejenigen, die sich seltsamerweise immer wieder auf der Verliererseite wiederfinden. Und es ist (oder wäre)

12 In der englischen Originalfassung seines Textes unterscheidet Latour terminologisch zwischen »matters of fact« und »matters of concern«. Vgl. als eine strukturell ähnlich gelagerte Kritik, die zugleich nach poststrukturalistischen Anschlüssen für gesellschaftskritische Positionen sucht, van Dyk 2012.

für sie ein Akt der Emanzipation, wenn sie den institutionellen Kontext, in dem sie handeln und auf den sie ihr Handeln beziehen, wenigstens theoretisch überschreiten könnten, indem sie die Regel, die offensichtlich immer wieder zu denselben Resultaten (etwa einer immer weiter sich vertiefenden und verfestigenden Struktur sozialer Ungleichheit) führt, in Frage stellen.

Wenn nun aber soziale Dinge von Belang den Gegenstandsbereich der Gegenwartssoziologie abstecken sollen, stellt sich sogleich die Frage, wie Soziolog/innen denn diejenigen Dinge identifizieren sollen, die für die Menschen tatsächlich von Belang sind. Mit dem Verweis auf Boltanski ist diese Frage faktisch bereits vorentschieden, steht er doch für die antagonistische Position zu jener klassischen Variante einer kritischen Soziologie, die immer schon weiß, was Menschen wünschen (bzw. zu wünschen hätten), und für die daher Latours Frage nach den »matters of concern« keine Frage von Belang – oder jedenfalls keine im eigentlichen Sinne empirische Frage – wäre. Luc Boltanski ist vermutlich der international prominenteste Protagonist einer Soziologie der Kritik, deren programmatische Grundüberzeugung darin besteht, dass Gesellschaftskritik nicht zur Stellenbeschreibung professioneller Soziolog/innen gehört, die als solche keineswegs und in keinerlei Hinsicht besonders qualifiziert oder gar legitimiert seien, um normative Aussagen darüber zu treffen, wie Gesellschaft idealerweise aussehen würde und was die Leute tunlichst tun, lassen oder wollen sollten. Aus der Perspektive einer Soziologie der Kritik sind es die sozialen Akteure selbst, die sich in der privilegierten und legitimierten Position befinden, um die soziale Welt, wie sie ist bzw. sich ihnen darstellt, zu kritisieren. Aufgabe der Soziologie ist es hingegen – so sie sich entscheidet, sich der Welt der Kritik widmen zu wollen, – die Menschen dabei zu beobachten, wie sie alltagspraktische Sozialkritik üben (wenn und soweit sie dies tun).

Eine Soziologie der Kritik weist der Disziplin somit die »metakritische Position« zu, »sich den Gesichtspunkt der Akteure zunutze zu machen, das heißt sich auf ihren moralischen Sinn und insbesondere ihr Alltagsgespür für Gerechtigkeit zu stützen, um die Kluft sichtbar zu machen, die zwischen der gegebenen sozialen Welt und jener besteht, die den moralischen Erwartungen der Personen entspräche« (Boltanski 2010: 56). In systemtheoretischer, von Georg Vobruba (2009: 61–75) in die Debatte um Soziologie und Kritik eingeführter Terminologie ausgedrückt, entspräche es guter soziologischer Praxis, sich auf Beobachtungen zweiter Ordnung zurückzuziehen und, statt stellvertretend Gesellschaftskritik zu üben, die Leute dabei zu beobachten, wie sie als kritische Beobachter gesellschaftlicher

Verhältnisse agieren. Ein solcher Ansatz kann zweifellos ein hohes Maß an Plausibilität und Praktikabilität für sich reklamieren: Es kann für Soziolog/innen keinen angemesseneren Maßstab, keine legitimere Norm, keine »reellere« Instanz geben als der Menschen eigene Sorgen und Nöte, als deren alltägliches Unbehagen und ihr alltagspraktischer Zweifel an der Gesellschaft, so wie sie ist bzw. wie sie in den vergangenen Jahren der Krise geworden ist. Und so viel ist sicher: Es gibt nicht wenig Sorgen und Nöte, es gibt genug Unbehagen und Zweifel »da draußen«, um die Soziologie und ihre Professionellen zu beschäftigen. Die soziale Welt ist voll von Kritik, nicht nur (und vielleicht sogar am wenigsten) des spektakulären Typs, wie er die Medien und die politisch-mediale Kommunikation interessiert – etwa wenn Occupy-Aktivist/innen öffentlich für sich in Anspruch nehmen, im Namen der »99%« zu sprechen (bzw. zu campen).

Die Welt ist vor allen Dingen voll von Kritik insbesondere der Art, wie sie Soziolog/innen beobachten können, wenn sie den Nicht-Aktivist/innen unter den 99% zuhören, wie sie sich miteinander unterhalten und mit anderen auseinandersetzen. Oder die sich natürlich besonders dann dokumentieren lässt, wenn man die Menschen direkt und systematisch danach fragt, wie es etwa ein weiterer französischer Soziologe, François Dubet, in seinem großen Werk zu Ungerechtigkeits Erfahrungen in der Arbeitswelt getan hat. Dubet (2008) hat aus den individuellen Erzählungen vom Arbeitsleben verallgemeinerbare empirische Evidenz mit Blick auf die Frage zutage gefördert, wie sich die Befragten über ihre subjektiven Ansprüche auf Gleichheit, Leistung und Autonomie kritisch auf gesellschaftliche Gegebenheiten und soziale Verhältnisse beziehen. Wenn sich die Soziologie mit Dingen von Belang befassen will, dann wird sie diese erwartungssicher genau hier finden: in der realen sozialen Welt, in der Menschen aus Fleisch und Blut arbeiten, leben, lieben und sterben.¹³

13 Boltanski nimmt implizit auf Latours Dinge von Belang Bezug, wenn er als strategisches Projekt einer kritischen Soziologie das »Zurück zu den Sachen selbst« einfordert, was praktisch bedeute, »an erster Stelle Situationen [zu] beobachten, beschreiben und interpretieren, in denen Personen sich ans Kritisieren machen« (Boltanski 2010: 46).

Die zwei Soziologien und der soziale Wandel

An dieser Stelle könnte der Beitrag im Prinzip enden. Würde er es tun, wären vielleicht die meisten soziologischen Leser/innen – seien sie nun von der kritischen Qualität jedweder Soziologie überzeugt oder aber an einer explizit kritisch-soziologischen Praxis interessiert – einigermaßen zufrieden, weil sich die Botschaft recht beruhigend lesen würde: Die akademische Soziologie ist in den letzten Jahren zweifellos verstärkt zum Medium von Gesellschaftskritik insofern geworden, als eine wachsende Zahl an Vertreter/innen des Faches es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Menschen dabei zu beobachten, wie sie – ganz alltäglich, im Kleinen, jede/r an seinem und ihrem Ort – Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen üben. Wenn der Beitrag hier gleichwohl noch nicht schließt, so ganz einfach deswegen, weil sich die Frage stellt – auf die hier noch keine schlüssige Antwort gegeben werden kann –, ob dies wirklich schon alles ist, was eine kritische Soziologie bestenfalls leisten kann. Gibt es wirklich keine Alternative dazu, die Soziologie auf eine so verstandene Beobachterposition zu beschränken, als Dokumentaristin alltagspraktischer Kritik am Stand der gesellschaftlichen Dinge? Wie geht die Soziologie mit dem Umstand um, dass die Menschen sich alltäglich zu Dingen von Belang äußern, ohne dass sich dadurch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Sinne ihrer Belange ändern würden? Was fängt die Soziologie mit der sozialen Tatsache einer gesellschaftsstrukturell folgenlosen praktischen Gesellschaftskritik an? Wie bezieht sie sich selbst auf eine Gesellschaft, in der die kritische Praxis der Leute verpufft, versickert, sich verliert, scheinbar ohne an den strukturellen Ursachen der den Kritisierenden als kritikwürdig erscheinenden Umstände wirklich etwas zu verändern? Auf eine Gesellschaft, in der dieses seltsame Verschwinden der Kritik nicht etwa zufällig, sondern durchaus systematisch geschieht?

Boltanski gibt sich in dieser Hinsicht abgeklärt, er kennt seine soziologisch beobachteten Pappenheimer: »Die sozialen Akteure, deren Auseinandersetzungen der Soziologe beobachtet, sind *Realisten*. Sie fordern nicht das Unmögliche.« (Boltanski 2010: 59; Hervorhebung im Original.) Zumindest im gesellschaftlichen Normalbetrieb – also jenem Operationsmodus, der beständig soziale Ungleichheiten reproduziert, – zögen sie »nur selten den allgemeinen Rahmen in Zweifel, in dem [sic] die Situationen eingefügt sind, die von ihrer Seite aus Empörung und Protest auslösen« (ebd.). Eine »reine« Soziologie der Kritik wird sich nichtsdestotrotz in wissenssoziologi-

scher Selbstbeschränkung üben, um nicht in die Falle jener selbstbezüglichen Stellvertreterkritik zu tappen, die Boltanski den von ihm so genannten »abgehobenen kritischen Soziologien« (ebd.: 75) pauschal unterstellt, die in intellektueller »Distanz gegenüber den von den Akteuren in den Alltagssituationen entfalteten kritischen Fähigkeiten« (ebd.: 73) operierten.

Georg Vobruba hält die soziologische Kartierung von in der sozialen Praxis kursierenden Kritiksemantiken und Rechtfertigungsansprüchen allerdings zu Recht »nur für die erste Hälfte einer Soziologie der Gesellschaftskritik« (Vobruba 2013: 162). Zwar legt auch er der Soziologie ans Herz, sich nicht über die sozialen Realitäten und Praktiken erheben zu wollen und sich damit abzufinden, dass das Auftreten von Kritik letztlich ebenso kontingent bleibe und bleiben müsse, wie es die gesellschaftlichen Konsequenzen real existierender Gesellschaftskritik nun einmal sind: »man muss theoretisch verkraften, dass die Leute im Rahmen ihrer Möglichkeiten tun, was sie wollen« (Vobruba 2009: 70). Gleichwohl sieht er die Notwendigkeit einer zweiten Dimension kritisch-soziologischer Programmatik insofern, als diese auch die basale soziologische Frage nach den institutionellen Rahmenbedingungen sozialen Handelns zu stellen habe: »Unter welchen institutionellen Bedingungen wird praktische Kritik an/in der Gesellschaft wahrscheinlich? Und welche Ursachen führen dazu, dass sich solche institutionellen Bedingungen entwickeln?« (Vobruba 2013: 162). Und man mag die letzte Frage um die vielleicht entscheidende Gegenfrage ergänzen: Was wiederum verhindert die Entstehung institutioneller Kontexte, die Kritik praktisch möglich und empirisch wahrscheinlich werden lassen? Nur durch diese institutionensoziologische Erweiterung einer Wissenssoziologie der Kritik sei »das Theorieproblem der Vermittlung von Theorie und Praxis« (ebd.) zu bewältigen – und nur so lasse sich auch jene gesellschaftskritische Intention verwirklichen, die ja unzweifelhaft auch hinter einer pragmatischen Soziologie der Kritik steht.

Damit sollte die Sache von Soziologie und Kritik nun aber endgültig erledigt sein – oder? Wo es zwei Hälften gibt, in diesem Fall mit der Verknüpfung einer Wissens- und einer Institutionensoziologie kritischer Praxis, da gibt es ja logischerweise dann auch bereits das Ganze – zumindest dem soziologischen Selbstanspruch nach. Nun, es braucht wohl doch noch ein Drittes, um mit einer Soziologie der Gesellschaftskritik aufs Ganze zu zielen und zu gehen. Denn es lässt sich nicht allein im Blick auf die institutionellen Bedingungen der Möglichkeit von Kritik die nach wie vor im Raum stehende Frage beantworten, warum alltagspraktische Kritik keine gesell-

schaftsstrukturellen Konsequenzen zeitigt. Warum bleiben die je individuellen Artikulationen von Unbehagen, Zweifel und Empörung folgenlos, warum sind die Menschen letztlich »realistisch«, warum ist es so, dass ihre Kritik nicht – sagen wir es so – radikal wird, und zwar nicht nur verbal-radikal? Es steht zu vermuten, dass eine kritische Intentionen verfolgende Soziologie der Kritik, wollte sie dieses Problem wirklich ergründen, sich nicht nur auf die herrschenden Regeln beziehen müsste, die immer dieselben (ungleichen) Ergebnisse herbeiführen, sondern zugleich und mit eigenem Recht auch auf die Handlungslogiken und Motivationsstrukturen jener ganz gewöhnlichen Menschen, die das Regelwerk in seinen Effekten kritisieren und gleichwohl weiter nach den Regeln spielen.

Um es vielleicht etwas arg plakativ zu sagen: Eine kritische Soziologie der Gesellschaft muss eine Soziologie der Gesellschaftskritik sein, die auch die gesellschaftlich Kritisierenden zur Rechenschaft zieht. Eine kritische Soziologie der Kritik kann sich nicht darauf zurückziehen, den Menschen eine Stimme zu geben und sie die Herrschaftsregeln dieser Gesellschaft kritisieren zu lassen. Eine kritische Soziologie der Kritik muss auch den Leuten selber gegenüber kritisch sein: Sie muss nicht nur das Regelwerk, sondern auch die Regelnehmer der Kritik zugänglich machen – zumindest insofern, als sie auf die belangvolle soziale Tatsache hinweist, dass die Regelnehmer/innen in Wirklichkeit (und in der Regel) selbst auch Regelgeber/innen sind, dass sie also die Regeln, die sie gegebenenfalls kritisieren, faktisch selber reproduzieren oder gar koproduzieren.¹⁴ Tut sie dies nicht, dann ist sie auch als pragmatische Soziologie der Kritik eine »abgehobene Soziologie« wider Willen, die die »Alltagsmenschen« (Boltanski 2010: 59) in ihrem Tun und ihrem Lassen nicht ernst nimmt. Und nur wenn sie dies tut, nur wenn sie sich auch als eine kritische Soziologie der Praxis kritisierender und ihre Kritik selbst aufhebender Subjekte versteht, kann sie den programmatischen Anspruch einlösen, theoretisch jene institutionellen Konstellationen und Arrangements zu identifizieren und rekonstruieren, »die das Auftreten von Kritik *und ihren Konsequenzen* praktisch möglich und somit empirisch wahrscheinlich machen« (Vobruba 2013: 162; eigene Hervorhebung, S.L.).

Ein – nicht ganz willkürlich gewähltes – Beispiel mag das Gemeinte abschließend zumindest illustrieren. Im herrschenden, »neoliberalen« Gesellschaftsregime, das wesentlich über die Subjektivierung von Arbeit und

14 Zu jüngeren Überlegungen zu einer politischen Soziologie von Institutionen als dynamische soziale Ordnungen des *rule taking/making* vgl. Streeck, Thelen 2005: 9–16.

Leistung, Fortschritt und Erfolg operiert, sind es typischerweise die ganz gewöhnlichen Menschen selbst, die an der Wirksamkeit jener »systemischen Kräfte«, »Strukturbedingungen« und »Sachzwänge« mitwirken, die sie zugleich – wohlgerne: mit gutem, weil erfahrungsgestütztem Grund – kritisieren. So ist es mittlerweile kein Geheimnis mehr und immer öfter Gegenstand alltäglicher Gesellschaftskritik, dass die dem kapitalistischen Vergesellschaftungsmodus inhärente Wachstumslogik zu einer kontinuierlichen und immer offenkundiger selbstzerstörerische Züge annehmenden Steigerung der wirtschaftlichen Vernutzung natürlicher und menschlicher Ressourcen führt. Während die Leute sich aber der sozialen Irrationalität des Wachstumsparadigmas zunehmend bewusst sind und diese auch thematisieren, agieren sie in ihrer sozialen Alltagspraxis dennoch mehr oder weniger hemmungslos (und zumeist zumindest vorbewusst wissentlich) als Wachstumssubjekte, die den gesellschaftlichen Wachstumsmotor am Laufen halten. Polarkappen schmelzen, Waldflächen werden gerodet, Meere überfischt, Wasser wird knapp, Bauarbeiter sterben, Textilarbeitsklavinnen verbrennen, Ressourcenkriege toben, Kinder verhungern: Dies alles allerdings nicht bei uns, weswegen wir je individuell und kollektiv, freilich mittlerweile mit kritischem Bewusstsein ausgestattet, so weitermachen wie bisher, »bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist« (Weber 1988: 203) – und vermutlich auch noch darüber hinaus.

Max Weber sah das moderne Subjekt und seinen Lebensstil bekanntlich im technisch-ökonomischen »Triebwerk« kapitalistischer Rationalisierung von »überwältigendem Zwange bestimmt« (ebd.). Aus der Perspektive einer – durchaus an Webers Vorstellungen von der Institutionalisierung sozialen Handelns anknüpfenden – kritischen Soziologie gälte es, auf das »Selbstbestimmte« in diesem Zwang hinzuweisen, auf den aktiven Part der sozial Beherrschten, auf das Dialektische einer gesellschaftlichen Bewegung, in der aus individuellen Handlungsrationaltäten soziale Irrationalität wird. Kritische Soziologie klärt die »Gesellschaft der Leute« (Vobruba 2009) darüber auf, dass diese selber gleichsam als Kleinsttriebwerke daran beteiligt sind, eben jenen gesellschaftlichen Wandel zu verhindern, den sie im Lichte einer Soziologie der Kritik besehen durchaus befürworten.¹⁵ Um

15 »Diese Vorstellung, dass ein Arrangement sich verbraucht, weil seine Grundlagen sich verbrauchen, und zwar seine kulturellen und moralischen wie seine physischen Grundlagen, kann heute ein ziemlich umfängliches Theoriegebäude inspirieren.« (Offe 2013: 265) Vgl. dazu die laufenden Arbeiten der DFG-Kollegforschergruppe »Postwachstumsgesellschaften« am Institut für Soziologie der Universität Jena (www.kolleg-postwachstum.de).

hier aber nach Möglichkeit keinen falschen Eindruck und womöglich naheliegende, aber irreführende Assoziationen aufkommen zu lassen: Es kann einer kritischen Soziologie auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Zeit weder um den Nachweis eines falschen Bewusstseins als Grund für die faktische Hinnahme des Kritisierten noch um eine korrespondierende Kritik der ideologischen Apparaturen als Quellen der Verblendung und gesellschaftlicher Veränderungsverhinderung gehen¹⁶ – so einfach kann sie es sich heute gewiss nicht mehr machen.

Eine kritische Soziologie der Gegenwartsgesellschaft hat vielmehr dem programmatischen Anliegen der Soziologie der Gesellschaftskritik zu folgen, »sich den kritischen Aktivitäten der Akteure anzuschließen und sie zu unterstützen« (Boltanski 2010: 73) – dabei aber neben dem Fehler einer intellektuellen »Distanz gegenüber den von den Akteuren in den Alltagssituationen entfalteten kritischen Fähigkeiten« (ebd.) auch jenen einer übermäßigen emotionalen Nähe zu den Akteuren und ihren gewissermaßen antikritischen Praktiken zu vermeiden. Es gilt mithin, analytisch das Bewusstsein für die systemischen Verstrickungen individueller Existenz und zugleich für die individuellen Handlungsspielräume in institutionellen Kontexten zu schärfen. Was Boltanski in gesellschaftskritischer Absicht vom Erkenntnisprogramm der »abgehobenen« kritischen Soziologien rettet, ist die Idee eines – nicht mehr einfachen, sondern komplexen, weil internen, damit immer auch selbst gesellschaftlich verstrickten – Außenstandpunkts, von dem aus sich »die Möglichkeit einer Relativierung der Realität« (ebd.: 75) eröffne. Was aber eine kritische Soziologie der Kritik von dieser relativen Außenposition aus zu leisten hätte, ist eine umfassende, über die Kritik der sozialen Praxis vermittelte Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse.

Seien auch wir realistisch: Die Verknüpfung beider soziologischer Perspektiven – einer kritischen Soziologie und einer Soziologie der Kritik – wird die Welt nicht ohne Weiteres zum Besseren wenden. Eine derartige programmatische Synthese könnte aber zumindest erklären helfen, warum es so schwer ist, die Welt überhaupt zu verändern. »Eine kritische Theorie der gegenwärtigen Welt muss in der Lage sein, auf nicht nur private, belanglose, folgenlose Störeffekte hinzuweisen, sondern die Opposition im

16 »Die marxistische Vorstellung der Entfremdung wieder aufgreifend, hat die kritische Soziologie dieses Paradox der offenkundigen Unterwerfung unter die Faktizität der Verhältnisse oft dadurch zu interpretieren versucht, daß sie auf die Glaubensüberzeugungen und Illusionen der Akteure abhob, deren Opfer sie angeblich sind, da sie den herrschenden Ideologien unterworfen sind und deren kategoriale Strukturen verinnerlicht haben.« (Boltanski 2010: 70, Hervorhebungen im Original.)

Entstehen zu charakterisieren und zu identifizieren und zur Selbstaufklärung derselben beizutragen« (Offe 2013: 262) – und sei's auf noch so bescheidene Weise. Und wenn die Selbstaufklärung der Gesellschaft zudem nochmals reflexiv gewendet würde, dann könnte zudem auch noch etwas Licht ins Dunkel der Tatsache gebracht werden, dass auch die kritische Soziologie selbst nicht selten als ein Teil jenes Spiels fungiert, dessen Regeln sie ansonsten gerne kritisiert.

Auf dem steinigem Weg zu einer solchen kritischen Soziologie der Kritik schiene es mir ein erster pragmatischer Schritt zu sein, sich von jenem Modus eines ironischen Blicks auf die soziale Welt und einer ironisierenden Rede über die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verabschieden, die im spätneoliberalen Zeitalter auch unter Soziolog/innen äußerst beliebt und vielleicht sogar vorherrschend geworden ist. Vor nicht allzu langer Zeit hat Christy Wampole in einem brillanten Essay für die *New York Times* die Ironie treffenderweise als das Ethos unserer Zeit charakterisiert, als eine Disposition, die als Schutzschild gegen allzu wirksame Anflüge von Kritik wirkt – und vor allen Dingen als ein Phänomen der »ersten« Welt, des reichen globalen Nordens: »For the relatively well-educated and financially secure, irony functions as a kind of credit card you never have to pay back.« (Wampole 2012) Heute wissen wir besser als je zuvor, dass ein Leben auf Kredit nicht universalisierbar ist; und, wenn überhaupt und so wie die gesellschaftlichen Dinge stehen, auf längere Frist allenfalls einigen wenigen vorbehalten ist. Für alle anderen an der Peripherie der Welt, an der Peripherie Europas, an den Peripherien der Gesellschaft gilt, dass Ironie einen Luxus darstellt, den sie sich nicht (mehr) leisten können. Genau ihnen sollten die wissenschaftlichen Anstrengungen für eine kritische Soziologie der Kritik gelten.

Literatur

- Adorno, Th. W. 1969: Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag. In Theodor W. Adorno (Hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages vom 8. bis 11. April 1968 in Frankfurt am Main. Stuttgart: Enke, 12–26.
- Boltanski, L., Chiapello, È. 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

- Boltanski, L. 2008: Individualismus ohne Freiheit. Ein pragmatischer Zugang zur Herrschaft. In *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 5. Jg., Heft 2, 133–149.
- Boltanski, L. 2010: Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008. Berlin: Suhrkamp.
- Dubet, F. 2008: Ungerechtigkeiten. Zum subjektiven Ungerechtigkeitsempfinden am Arbeitsplatz. Hamburg: Hamburger Edition.
- Latour, B. 2007: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang. Zürich, Berlin: diaphanes.
- Offe, C. 2013: »Die plötzliche Implosion eines obsoleten Gesellschaftssystems ist ja eine Eventualität, die auch auf der anderen Seite des ehemaligen Eisernen Vorhangs keineswegs auszuschließen ist.« Claus Offe im Gespräch mit David Strecker. *Zeitschrift für Politische Theorie*, 4. Jg., Heft 2, 253–284.
- Streeck, W., Thelen, K. 2005: Introduction: Institutional Change in Advanced Political Economies. In W. Streeck, K. Thelen (Hg.), *Beyond Continuity. Institutional Change in Advanced Political Economies*. Oxford: Oxford University Press, 1–39.
- Stuckler, D., Basu, S. 2013: *The Body Economic. Why Austerity Kills. Recessions, Budget Battles, and the Politics of Life and Death*. New York: Basic Books.
- Vobruba, G. 2009: *Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vobruba, G. 2013: Soziologie und Kritik. *Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft. Soziologie*, 42. Jg., Heft 2, 147–168.
- van Dyk, S. 2012: Poststrukturalismus. Gesellschaft. Kritik. Über Potenziale, Probleme und Perspektiven. *PROKLA – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Heft 167, 185–210.
- Wampole, C. 2012: How to Live Without Irony. *The New York Times*, 17. November 2012.
- Weber, M. 1988 [1904]: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In M. Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Band 1, 9. Auflage, Tübingen: J. C. B. Mohr, 17–206.